

Die Faszination der Höhlenwohnungen

ITALIEN Matera galt lange als Armenhaus. Heute ist die Kleinstadt Teil des Unesco-Weltkulturerbes und eine von zwei europäischen Kulturhauptstädten

Den prächtigsten Blick auf Matera hat man von der Murgia: Steht man auf dem mit mediterraner Macchia und wilden Kavernen überwucherten Hochplateau, das durch die tiefe Schlucht des Flusses Gravina von der Stadt getrennt ist, wirkt Matera auf den Betrachter wie eine überdimensionale, italienische Weihnachtskrippe. Die in die gegenüberliegende Wand des Canyon gebauten kleinen Häuser und Kirchen scheinen wie übereinander gestapelt; verbunden sind sie durch enge Gässchen und steile, verwinkelte Treppen. In der Abendsonne leuchtet der Tuffstein, aus dem ganz Matera gebaut wurde, in warmen Farben, die von hellem Orange bis zu zartem violett reichen.

Das pittoreske Häusergewir sind die berühmten „Sassi“. Das bedeutet auf Italienisch „Steine“ – und tatsächlich handelt es sich bei den beiden Quartieren „Sasso Caveoso“ und „Sasso Barisano“ um in den Tuffstein gehauene Höhlensiedlungen, die schon von den Steinzeitmenschen als Behausungen genutzt und in der Spätantike und danach im Mittelalter weiter ausgebaut wurden. Im Laufe der Jahrhunderte ist ein ganzes System von übereinander liegenden und oft miteinander verbundenen Höhlenwohnungen in die Felsen des Canyon gegraben worden. Zusammen mit dem syrischen Aleppo gilt Matera, das bereits vor 9.000 Jahren urbane Strukturen aufwies, als älteste Stadt der Welt.

Rund 3.000 Höhlenwohnungen hat man in den Sassi von Matera gezählt. Hinzu kommen 162 zum Teil mit farbigen Fresken ausgestaltete Höhlenkirchen. Von aussen sieht man wenig von den Grotten: Im Mittelalter wurden vor die Höhleneingänge die kleinen Häuser und Kirchenfassaden gebaut, die den Sassi heute ihren Charme verleihen. Oberhalb, im flachen Teil Materas, befindet sich die barocke Altstadt mit ihren schönen Palazzi, den stets sehr belebten Plätzen und der eleganten Via del

Corso. Was heute als atemberaubende Filmkulisse dient – unter anderem für US-Regisseur Mel Gibson, der 2004 in den Sassi zahlreiche Szenen seines Monumentalfilms „Die Passion Christi“ gedreht hatte – war bis vor wenigen Jahrzehnten ein Ort bitterer Armut gewesen. Noch in den 1950er Jahren hatten 15.000 Menschen in den Sassi gewohnt, die meisten von ihnen verarmte Bauern. „Wir lebten in den Höhlen ohne fließendes Wasser, ohne Kanalisation, ohne Heizung“ erzählt der 95-jährige Angelo Raffaele Lamanna, der in den Sassi geboren wurde. „Die Kinder halfen den Eltern auf den Feldern, kaum eines ist zur Schule gegangen“, sagt der spätere Grundschullehrer. Das Elend von damals sei heute nicht mehr vorstellbar – aus Armut hätten die meisten Kinder keine Schuhe getragen und seien barfuß gegangen. Wegen ihrer Armut und ihren unhygienischen Zuständen galt die Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg als „Schande Italiens“. Der damalige Ministerpräsident Alcide De Gasperi ließ sie im Jahr 1953 räumen. Für die Bewohner wurden Dutzende von Wohnblöcken am Rand der heute 60.000 Einwohner zählenden Stadt erstellt. Damit die Evakuierten nicht in die Sassi zurückkehren, wurde das Viertel eingezäunt und abgesperrt. Die Sassi begannen zu verfallen. Als bereits niemand mehr daran glaubte, erlebten Matera und seine Sassi eine Wiedergeburt. 1964 drehte Pier Paolo Pasolini seinen Jesus-Film „Das 1. Evangelium – Mattäus“ (Originaltitel: „Il Vangelo secondo Matteo“) in den damals verlassenen Sassi. Von da an galt Matera unter den italienischen Linksinrektuellen als Geheimtipp. In den Achtzigerjahren wagten sich die ersten Bewohner wieder in das Quartier und begannen die Höhlenwohnungen zu renovieren. 1986 förderte der italienische Staat die Wiederaufstehung der Sassi mit einem Kredit von 100 Milliarden Lire (was heute 50 Millionen Euro entspräche): Mit dem Geld wurden die Höhlenwohnungen an die Frischwasserversor-

„Wir wollen weniger uns selber präsentieren, sondern Europa.“

Paolo Verri, Stiftungsdirektor

ung, an das Stromnetz und die Kanalisation angeschlossen. Heute verfügen die renovierten Wohnungen über jeden Komfort; in den Sassi gibt es mittlerweile sogar Fünf-Sterne-Unterkünfte. 1993 erfolgte eine weitere, entscheidende Wende in Richtung einer besseren Zukunft: Die Sassi von Matera wurden von der Unesco zum Weltkulturerbe erklärt. Inzwischen wohnen und arbeiten dort wieder rund 3.000 Personen – wobei die meisten von ihnen vom Tourismus leben. Seit 2010 hat sich die Zahl der Gästebetten in Matera auf 5.000 vervielfacht; in den Gassen der Sassi sind Dutzende von Bars und Trattorien entstanden, die Dichte an Ferienwohnungen ist die höchste der Welt. Die Wiedergeburt Materas ist auch eine europäische Erfolgsgeschichte: Zum neuen Glanz der Sassi haben EU-Strukturfonds ihren Teil beigetragen. Der „europäische Horizont“ sei für die Kulturhauptstadt-Kandidatur von Anfang an zentral gewesen, betont Paolo Verri, Direktor der Stiftung Matera-Basilicata 2019, die für die Organisation des Kulturjahres verantwortlich ist. Das bedeutet: „Europa ist überall, Matera ist Europa. Wir wollen, vielleicht im Unterschied zu anderen Kulturhauptstädten, nicht in erster Linie uns selber präsentieren, sondern Europa“, unterstreicht Verri. So hätten bei der Eröffnungsfeier 19 Musikkapellen aus 19 europäischen Städten gespielt. „Mehr als 80.000 Zuschauer haben die schöne Seite Europas gesehen, die fröhliche und lebendige Seite.“ Matera setzt damit auch einen Kontrapunkt zur europaskeptischen Regierung aus der fremdenfeindlichen Lega und der populistischen Fünf-Sterne-Bewegung.

Ortes verloren gehen könnte. Letztes Jahr zählte Matera 450.000 Übernachtungen – im Kulturjahr sollen es 800.000 werden. Etliche Bewohner fragen sich, wie die Stadt diesen Ansturm überhaupt bewältigen soll. Mario Cresci ist weniger pessimistisch. „Natürlich werden die Sassi touristisch genutzt. Aber wenn ich das mit den Zuständen von früher vergleiche... Ohne die Alberghi und die Bars und Restaurants wären die Sassi doch längst tot“, betont der 83-jährige Fotograf aus Ligurien, der jahrzehntlang in Matera gelebt und die Entwicklung vom Armenhaus zur Kulturhauptstadt dokumentiert hat. Wenn schon, dann befürchtet Cresci, dass das Kulturjahr zum Strohfeuer werden könnte: „Wenn es einmal vorüber ist, sollte auch etwas zu-

rückbleiben. Ich bin da etwas skeptisch. Denn ich bin nicht sicher, ob die politischen Behörden sich darüber bewusst sind, welch enormes Potenzial Matera hat.“ Laut Cresci müsste neben dem Tourismus vor allem die der Kultur gefördert werden: „Matera ist eine Stadt der Künste, nicht der Industrie. Auch die Kunst generiert Einkommen, wenn man Ausstellungen, Konzerte und Konferenzen organisiert.“ Die Region ist in der Tat nicht auf Rosen gebettet: Die Basilicata zählt zusammen mit Molise und Kalabrien zu den ärmsten Regionen im wenig entwickelten Mezzogiorno, dem Süden Italiens. Die Arbeitslosigkeit unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen liegt bei 40 Prozent; viele Junge wandern ab. Es fehlt an staatlichen Infra-

strukturen und privaten Investitionen. Matera ist ein gutes Beispiel für die Vernachlässigung des Südens durch die Regierung in Rom: Es ist vermutlich die erste Kulturhauptstadt Europas, die nicht an das staatliche Eisenbahnnetz angeschlossen ist. Die italienische Staatsbahn hält, von Rom und Neapel her kommend, in Ferrandina, das 35 Kilometer von Matera entfernt ist. Als Alternative bietet sich einzig eine kleine Privatbahn an, mit der man von Bari an der Adria aus in die Kulturhauptstadt Europas gelangt – aber diese benötigt für die 70 Kilometer lange Strecke über zwei Stunden.

Dominik Straub

Der Autor ist freier Korrespondent in Rom.



Blick auf das Häusergewir in den „Sassi“ von Matera

© picture-alliance/Westend61

Kunst, Kaffee und »Aylyak«

BULGARIEN Mit kosmopolitischem Flair und einer äußerst lebendigen Kreativszene hat Plovdiv den Kulturhauptstadt-Titel erobert

Die Marktfrau am Ponedelnik Pazar, dem „Montagsmarkt“, der seinem Namen zum Trotz täglich geöffnet ist, hebt ihren Blick, während sie routiniert Walnuss um Walnuss knackt und für den Verkauf säubert: „Was wir Alten von der EU haben? Nichts! Die meisten bekommen nur 200 Lewa Pension und müssen weiterarbeiten, so wie wir.“ Ihr Mann steht schweigend hinter dem Marktstand, wo die beiden auch eigenen Honig anbieten, und nickt zustimmend. „Und die Preise steigen und steigen. Die EU ist nur für die großen Fische.“ Der Markt liegt am Fuße der denkmalgeschützten Altstadt Plovdivs mit ihren prächtigen Kaufmannshäusern, malerischen Kopfsteingassen und dem römischen Amphitheater, das heute wieder – vor der imposanten Kulisse der Rhodopen – als Freilichtbühne dient. Die Altstadt ist der

Touristenmagnet der bulgarischen Stadt, auf den Markt aber verirren sich nur wenige Reisende. „Naja, im Sommer haben wir schon etwas mehr Kunden durch die Touristen“, sagt die Marktfrau und lacht. „Viel leicht sollte ich auf meine alten Tage doch noch Englisch lernen?“ Wesentlich mehr Leute zieht es in das Ausgeh- und Kreativviertel „Kapana“ auf der anderen Seite der drei Altstadtthügel. Zwischen den zweistöckigen Häusern fühlt man sich in eine französische Kleinstadt versetzt, es reihen sich Cafés an Boutiquen, Restaurants an Werkstätten, Galerien an Gemischtwarenläden. Hier trifft die Bohème der Stadt auf hippe Touristen aus aller Welt. Das „Café Nevi“ allerdings war lange vor den Hipstern da: Seit 1997 trinkt man hier, hinter der Fassade mit Graffiti-Portraits von John Lennon und Jimi Hendrix,

auf dunkelgrünen Plastikstühlen den erschwinglichsten Kaffee in Kapana. Regelmäßig zu Gast ist der renommierte Fotograf Nedyalko Kostov. Seit mehr als 40 Jahren dokumentiert er Plovdiv und seine Menschen. Der Endsiebziger sieht sich als Bürger Europas: „Wenn ich ins Ausland gehe und mich mit jemandem unterhalte, denkt niemand: Das ist ein Bulgare!“ Das Kapana-Viertel kennt er seit seiner frühesten Kindheit: „Hier waren überall kleine Werkstätten. Einer schmiedete Kupfer, der nächste reparierte Uhren, ein anderer beschlug Pferde und der nächste machte Speiseeis. Hier lebten Armenier, Juden und eine Handvoll Türken.“

Im Sozialismus verschwanden die Handwerker, das Viertel verfiel; erst in den vergangenen Jahren wurde es durch geschickte Stadtentwicklung und zahlreiche Veranstal-

tungen wiederbelebt: sichtbares Ergebnis auch der Bewerbung zur Kulturhauptstadt. Über den Titel hat Nedyalko Kostov sich gefreut: „Die Kreativen haben immer in Plovdiv gelebt: Maler, Musiker, Gelehrte. Wir waren immer schon eine Art Kulturhauptstadt.“ Und eine Stadt, die nach Europa blickte. Der Fotograf zitiert einen Reisebericht aus dem 19. Jahrhundert: „Die Plovdiver leben nach westlicher Manier, nach französischer, deutscher und italienischer Art.“

Kosmopolitisches Flair kann man auch heute wieder atmen, wenn man sich wie die Einheimischen an der Dzhumaya-Moschee verabredet und durch die Hauptstraße flanieren. Sie ist von Bauten aus der Epoche von Klassizismus bis Postmodernismus gesäumt. Fünf Meter unter den Ladenzeilen schlummert ein komplettes römisches Stadion, an manchen Stellen ist es freigelegt. „Egal an welchem Wochentag, die Hauptstraße ist immer voller Leute, und man fragt sich: Arbeiten die überhaupt? Es hat etwas Mediterraanes.“ Manol Peykov, Jahrgang 1970, gefällt das entschleunigte Leben in Plovdiv, und trotz vieler Möglichkeiten hat er seiner Heimatstadt nie den Rücken gekehrt. Der Verleger beobachtet aufmerksam das Leben in der Stadt, die er als „westlich in ihren Werten und östlich in ihrer Spiritualität.“ charakterisiert. Die Veränderungen seit dem EU-Beitritt siedelt er eher im nicht-sichtbaren Bereich an: „Klar, die Menschen sind etwas besser angezogen und verdienen etwas mehr. Aber entscheidend ist, wie isoliert wir uns früher gefühlt haben. Man brauchte ein Visum für überall, immer lastete der misstrauische Blick eines Beamten auf uns. Wir mussten um Erlaubnis bitten, in den Westen gehen zu dürfen.“

Florierende Kunstszene Heute bewegen sich die Plovdiver frei durch Europa und Europa kommt in ihre Stadt. „Plovdiv 2019“ bringt Aufmerksamkeit und füllt die Hotels. Manol Peykov war persönlich an der Bewerbung um diesen Titel beteiligt: „Die Idee kam aus der Zivilgesellschaft, aus

dem Herzen der Stadt. Anfangs glaubte kaum jemand, dass es tatsächlich klappen könnte.“ Aber dann hat man sich sogar gegen die Hauptstadt Sofia durchgesetzt. Heute lassen sich in der herausgeputzten Innenstadt die positiven Effekte auf Schritt und Tritt beobachten.

Auch die junge Kuratorin Vesselinaria Sariaeva kennt Plovdiv noch ganz anders. Das Büro ihrer „Open Arts Foundation“ liegt in einer ruhigen Seitenstraße. „Als wir 2004 angefangen haben, waren hier vor allem Wechselstuben und Leihhäuser – nicht sehr einladend. In anz Plovdiv gab es keinen Raum für zeitgenössische Kunst. Der Kunstbetrieb war sehr elitär. Zudem haben wir noch all diese Denkmäler aus dem Sozialismus. Uns war wichtig zu zeigen, dass der öffentliche Raum nicht der Politik gehört, sondern den Bürgern.“

Über die Jahre hat Vesselinaria Sariaeva sich einen Ruf als eine der führenden Organisatorinnen in der arischen Kunstszene aufgebaut. Ihr Team hat viele Projekte angestoßen, die heute Teil des Kulturhauptstadtkonzepts sind. Sie betreibt eine Galerie und ein Café und betreut ein europaweites Netz von jungen bulgarischen Künstlern, die von den neuen Möglichkeiten innerhalb der EU profitieren. Positive Effekte sieht sie auch in der alltäglichen Kulturarbeit: „Früher hat das Rathaus nach Lust und Laune entschieden, wer Förderung bekommt. Dank der EU ist heute alles transparenter und man muss gründlich dokumentieren.“

Umgekehrt könne Europa auch von Plovdiv lernen: „Hier leben Armenier, Juden, Bulgaren und Türken freundschaftlich zusammen, die Nachbarschaft ist von Respekt und Toleranz geprägt – das kann ein Modell für Europa sein. Dieser Glaube, dass ein Zusammenleben möglich ist. Leider wissen unsere Politiker das nicht im-

mer zu schätzen. Aber Plovdiv – das sind letztendlich die Menschen.“ Und das spezielle Plovdiver Lebensgefühl, für das es sogar ein eigenes Wort gibt. „Wie erkläre ich aylyak?“ Die Kuratorin lächelt nachdenklich. „Es bedeutet, dass du dich hier vors Café setzt und mit einem zufälligen Passanten ein Gespräch beginnt, sei es der Straßenkehrer oder der Bürgermeister: Kommunikation, Gemeinsamkeit und Muße – das ist aylyak. Darüber hinaus heißt es: Was auch immer passiert, wir kommen zu Recht!“

Andreas Kunz

Der Autor ist freier Journalist und lebt seit 2014 in einem Dorf bei Plovdiv.

Anzeige

DAS WILL ICH ONLINE LESEN!

Jetzt auch als E-Paper.

Mehr Information.
Mehr Themen.
Mehr Hintergrund.
Mehr Köpfe.
Mehr Parlament.

Direkt zum E-Paper

www.das-parlament.de
parlament@fs-medien.de
Telefon 069-75014253



Ausgehviertel Kapana: Die Bohème der Stadt trifft hier auf hippe Touristen aus aller Welt.

© picture-alliance/dpa

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper

